

Generation Golf zwei  
Florian Illies





**Generation  
Golf zwei  
Florian Illies**

Karl Blessing Verlag



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

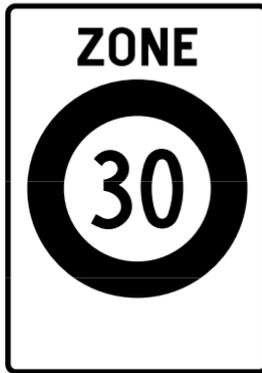
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*München Super* liefert Mochenwangen Papier.

Einmalige Sonderausgabe März 2006  
Copyright © by Karl Blessing Verlag, München 2003,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Innengestaltung: Neue Gestaltung, Berlin  
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie  
Werbeagentur, München – Zürich, unter Verwendung  
des Originalumschlags © Neue Gestaltung, Berlin  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 10: 3-89667-307-6  
ISBN 13: 978-3-89667-307-7

- 7 Ich könnte mir vorstellen,  
auch mal was ganz anderes zu machen.
- 35 Der Herr hat's gegeben,  
der Herr hat's genommen.
- 85 Nichts ist mehr, wie es einmal war.
- 115 Wir sollten mal wieder schön essen gehen,  
nur wir zwei.
- 133 Berlin soll ja so spannend sein!
- 175 1 Kurzmitteilung eingegangen
- 201 Bitte sag jetzt nicht, ich sei schon genauso  
wie meine Mutter.
- 239 Es wird schon wieder wer'n,  
sagt die Frau Kern.
- 253 Register





ICH KÖNNTE MIR VORSTELLEN, AUCH MAL  
WAS GANZ ANDERES ZU MACHEN.

Quarterlife Crisis. Wo feiert ihr eigentlich in diesem  
Jahr Weihnachten? Nutella. Du hast alles, was wir  
hier nicht brauchen. Besondere Kennzeichen:  
keine.

Uns ging es nicht so gut. Wir saßen bei Carolin und Justin in der Küche und frühstückten. Es war Sonntagvormittag, und durch die kahle Pappel fiel fahles Wintersonnenlicht. Eigentlich wollten wir noch einen Spaziergang machen, aber alle hatten ein bisschen Grippe. Ich freute mich auf einen Schluck Kaffee, damit ich endlich die Esberitoxtropfen nicht mehr auf der Zunge schmecken musste. Am Boden krabbelte Constantin, ihr einjähriger Sohn, und auf dem Tisch stand ein Glas Nutella. Die anderen redeten gerade darüber, dass Gerhard Schröder im Fernsehen jetzt immer so blass sei und so tiefe Falten habe. Annabelle taxierte in diesem Augenblick ganz unauffällig die Krähenfüße an Carolins Auge. Nie-

mand bemerkte, dass ich das Glas in die Hand nahm. Es war schwer, und während ich den Deckel abschraubte, hoffte ich, dass es noch ungeöffnet war. Und dann knackte tatsächlich dieses wunderbare Nutelladeckelknacken eine Hundertstelsekunde später durch die ganze Küche. Ich blickte auf die goldene Zellophanfolie und wollte sie abziehen, doch plötzlich juckte es mich in den Fingern, ich nahm das Messer und – stach zu. Erst als ich das Messer, an dessen Spitze nun ein erstes bisschen Nutella hing, wieder herausgezogen hatte, merkte ich an den hungrigen Blicken der anderen, wie gut sie mich verstehen konnten. Das letzte Mal hatte ich die Goldfolie mit zwanzig zerstoichen, voller Wut, nachdem mich Franziska verlassen hatte, weil sie fand, dass ich in schwarzen Lederjacken albern aussah. Zum Trost hatte ich damals in zehn Minuten ein volles Glas Nutella geleert.

Als ich mich am Tisch umblickte, spürte ich, dass alle für einen kurzen Moment in die Vergangenheit abgetaucht waren, zu Frühstückstischen mit Kaba und aufgebackenen Brötchen. Zum Glück nicht lang genug, um sich bewusst zu machen, wie traurig es eigentlich war, dass wir fast mehr nostalgische Erinnerungen an eine Nussnougatcreme haben als an unseren Heimatort. Aber es war doch lang genug, dass anschließend jeder am Tisch erzählen wollte,

wie enttäuschend es früher war, wenn die Mutter das braun-weiß gestreifte Nusspli mitbrachte und sie nicht glauben wollte, dass es eben nicht genauso schmeckt.

Da sah ich, dass an der Pinnwand neben dem Herd Werbung hing für Kiesertraining und für Bildhauerkurse auf Mallorca. In punkto Rückenprobleme und auch in punkto Sehnsüchte haben wir unsere Eltern also eingeholt. Wenn das so weitergeht, baumeln da wahrscheinlich schon bald die rot-blauen Terminankündigungskarten des Bofrost-Fahrers. Nur die Hochzeitsanzeigen, die an den Pinnwänden hängen, die sind etwas kürzer geworden, seit die Frauen keine Doppelnamen mehr tragen.

Plötzlich begannen die Frauen am Tisch merkwürdigerweise darüber zu diskutieren, warum es bei H&M eigentlich nur Pyjamas mit Snoopys drauf gibt. Seit ihnen H&M, ihr persönlicher Schrankausstatter, plötzlich unmissverständlich klarmacht, dass sie zu alt für ihn sind, wissen die jungen Frauen offenbar gar nicht mehr, was sie überhaupt noch tragen sollen. Sie haben völlig die Orientierung verloren: »Ich würde so gerne nachts mal was Vernünftiges anziehen, aber bei H&M gibt es ja nur noch Pyjamas mit Snoopys drauf«, jammerte Carolin.

Da hat man sich seit Jahren darauf verlassen können, dass bei H&M die Kleidung bereits lange angeboten wurde, bevor man sich danach sehnte. Man denke nur an den beängstigenden Anstieg der Lammfellmäntelpopulation im Winter 2002/3. Gerade so, als hätten wir mit dem Schweigen der Lämmer endlich ernst machen wollen. Und nun das. Eine ganze Generation von jungen Frauen wünscht sich vernünftige Pyjamas ohne Snoopys drauf – und niemand geht auf sie ein. Kein Wunder, dass wir immer tiefer in die Wirtschaftskrise geraten, wenn nicht mal mehr die simpelsten Grundsätze von Angebot und Nachfrage funktionieren. Ich würde schätzen, wenn die Frauen bei der Bekleidung für die Nacht nur halb so viel vernünftige Auswahl hätten wie bei der für den Tag, dann wäre zumindest die Textilindustrie weltweit über Nacht aus dem Gröbsten raus. Doch weil ihn die ewigen H&M-Diskussionen nervten, zog Justin den Reißverschluss seiner Zara-Strickjacke hoch und fragte: »Wo feiert ihr eigentlich dieses Jahr Weihnachten?«

Das ist wahrscheinlich eine dieser Fragen, die uns unweigerlich jetzt tatsächlich zeigt, dass eine neue Lebensphase angebrochen ist. Sie hat als entscheidende Jahresendfrage ab September eindeutig das »Wo feiert ihr eigentlich dieses Jahr Silvester?« abgelöst. Früher war klar, wo man an Weihnachten

war – zu Hause bei den Eltern nämlich. Die eine Ausnahme, wenn man mal wegen Auslandsstudium oder angelesenem Revoluzzertum trotzig allein an jenem Ort blieb, den die Eltern mitleidig »Butze« nannten, fällt da statistisch nicht ins Gewicht. Das Einzige, was sich änderte, war die zu Hause verbrachte Gesamtzeit, denn die reduzierte sich langsam auf eine Kernweihnachtszeit vom Nachmittag des Vierundzwanzigsten bis zum Sechszwanzigsten morgens. Und das lag nur daran, dass Weihnachten mehr und mehr zu einem Fest der Fragen wurde: Was man an Heiligabend essen wolle, wann man mit dem Studium fertig sei, was man am ersten Feiertag essen wolle, ob man eine Freundin habe, was man seinem Patenkind geschenkt habe, was man am zweiten Feiertag essen wolle und ob man denn eigentlich wirklich schon wieder so früh abreisen müsse. Doch irgendwie wurden diese Fragen dann irgendwann wie Weihnachtsbaum und Kirchbesuch zu einem festen Bestandteil des Rituals, und wenn eine ausblieb, vermisste man sie fast. Nun ist alles komplizierter geworden, weil viele aus Liebe oder Zufall zu zweit sind. Und so heißt es nun, wenn die Blätter von den Bäumen fallen: zu dir oder zu mir?

Vergangenes Jahr waren wir bei Annabelles Eltern. Weil ihre Eltern vorsichtig sind, wie so viele Eltern, schenkten sie uns bloß einen sehr schönen

Ständer für eine Stehlampe. Dazu bekamen wir noch einen Gutschein für einen Lampenschirm. Wie immer löst man Gutscheine nie oder höchstens verspätet ein. Da uns ihre Eltern besuchen wollten, gingen wir also im Februar zu einem nicht ganz so teuren Möbelgeschäft. Doch dort gefiel uns nichts so recht, also gingen wir in ein schon recht teures Möbelgeschäft. Aber leider entdeckten wir dann einen schönen, schlichten Schirm nur im sehr teuren Möbelgeschäft nebenan. Die Besitzerin des alteingesessenen Ladens war eine sehr nette Frau, die uns stolz erzählte, dass sie gerade die Gardinen für den neuen Bankettsaal des Kanzleramtes geliefert habe. In ihrem Laden gab es große Tische aus dunklem Holz, überall schwere Stoffe und sehr große Vasen, in denen kleine, grüne Bambusstümpfe steckten, die oben ein paar Blätter hatten. Wenn die Generation vor uns dafür verantwortlich war, dass weltweit jede zweite Kiefer als Brett in einer deutschen Studenten-WG landete, dann wurden für unsere Wohnungen bislang wahrscheinlich schon mehr Bambusstangen bei lebendigem Leib in kleine Stücke geschnitten als Currywürste seit dem Zweiten Weltkrieg. Das Einzige unter dreißig Euro in ihrem Geschäft waren die schwarzen Notizbücher von Moleskine, also die mit dem flachen Kängurubeutel hinten, dem schwarzen Gummiband drum herum und der Versicherung,

dass sich schon Bruce Chatwin und Ernest Hemingway darin Notizen gemacht hätten – zum Glück sind die Moleskines dann aber in der Regel doch unbe-nutzt. Wir bestellten also unseren Lampenschirm. Sie werde uns anrufen, sagte die Dame, sobald er da sei.

Da in Deutschland die Lieferung von Möbeln aller Art leider ungefähr so lange dauert wie eine durchschnittliche Affäre von Prinzessin Stephanie oder eine normale Tarifaueinandersetzung im öffentlichen Dienst, fingen wir erst im Spätsommer an, skeptisch zu werden. Im September, sechs Monate nach der Bestellung und kurz vor Beginn der herbstlichen Stehlampenhauptnutzzeit, wagte ich einen Vorstoß und rief bei der Firma an. Leider tutete es nur, doch ich versuchte es erneut. Offenbar hatte ich mir eine falsche Nummer notiert. Ich ging ins Internet und gab bei Google den Namen der traditionsreichen Einrichtungsfirma ein, weil ich keine Lust hatte, für die Auskunft der Telekom so viel zu zahlen wie für ein halbes Moleskine-Notizbuch. Ich wurde auch rasch fündig. Doch dann war mein Schrecken groß: Der einzige Fund der Suchmaschine verwies mich auf eine Seite, von deren Existenz ich bis dahin nichts gewusst hatte. Es war die Liste der Insolvenzanträge des örtlichen Amtsgerichts. Vielleicht war das die Sekunde, in der ich rea-

lisierte, dass wir dem Lampenschirm nicht mehr näher kommen würden. Aber dafür die Krise uns.

»Wo feiert ihr dieses Jahr Weihnachten?«, fragte Justin noch einmal und spendierte allen eine Vitamin-C-Tablette. Als die Tablette schon so klein geworden war, dass sie gurgelnd an die Oberfläche wuppte, sagte ich: »Bei meiner Mutter.« Meine Mutter wusste dank des neuen Tarifsystems der Deutschen Bahn ja inzwischen schon ab etwa Mitte August, mit welchem Zug wir an Heiligabend am nächsten IC-Bahnhof ankommen werden.

Sie konnte ihr Glück gar nicht fassen. Denn bislang neigte ich dazu, das Alltagskontrollbedürfnis meiner Eltern zu strapazieren: Ich gab erst am Morgen der Fahrt kurz durch, dass ich zur Mittagessenszeit am Bahnhof in Fulda abgeholt werden wollte. Jetzt macht uns die Deutsche Bahn per Zwang schon mit dreißig zu vorausplanenden Spießbürgern der allerschlimmsten Art. Vermutlich dauert es auch nur noch ein oder zwei Jahre, bis wir ratlos durch den leeren Zug irren und dann einen jungen Mann bitten, seinen Sitz zu räumen, weil wir genau ihn reserviert haben, egal wie viele Plätze rundherum noch frei sind.

Ich fühle mich also erstmals wie ein Inhaber der Seniorencard, weiß ich doch nun schon im Oktober,

dass ich am vierundzwanzigsten Dezember um 12.14 Uhr in Fulda ankommen werde, mit den reservierten Sitzplätzen vierunddreißig und sechsunddreißig. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn mir Carolin in diesem Moment einen Seniorenteller über den Tisch gereicht hätte. Aber es war zum Glück nur der Korb mit den frischen Brötchen.

Wie komisch wird es für den kleinen Constantin sein, wenn er einmal hören wird, dass seine Eltern in einer Zeit jung waren, als es sonntags nirgendwo frische Brötchen zu kaufen gab. Wie seltsam, dass er sich nie an jene Jahre erinnern können wird, als deutsche Flughäfen und Bahnhöfe noch nicht widerhallten vom ewigen Rattern schwarzer Rollkoffer. Jene Jahre, als wir ungefähr genauso lang vorher diskutierten, mit welcher Vorwahl man am billigsten Ferngespräche führen könne, wie wir nachher telefonierten. Und anfangen, Paprika im Supermarkt als rot-gelb-grüne Ampelkoalition im Plastikpack zu kaufen, obwohl wir auf diese Weise auch die grünen Paprika, die ja keinem schmecken, im Rausziehfach des Kühlschranks hatten, bis sie völlig verschrumpelt waren. Die Neunzigerjahre waren auch jene Zeit, als wir zu Hause in der untersten Schreibtischschublade immer ausgebeulte Briefumschläge mit Lira-Scheinen und Franc-Münzen aufbewahrten.

Leider fielen mir die immer erst dann in die Hände, wenn ich gerade zwei Tage vorher aus einem Urlaub in Frankreich oder Italien zurückgekehrt war. Und in der obersten Kommodenschublade der Frau lag deren größtes Geheimnis: ein Brillenetui, dessen Inhalt man auf ihrer Nase nur sah, wenn man sie am Schreibtisch oder beim Autofahren überraschte. Doch dann kamen über Nacht die Kontaktlinsen. Den Augen der Frau, die Constantin einmal verzaubern wird, sind leider sicherlich alle Weit- und Kurzsichtigkeiten, wenn nicht gentechnisch, so doch zumindest lasertechnisch, angetrieben worden.

Ob Constantin wohl seinen Eltern glauben wird, wenn sie ihm erzählen werden, dass es gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland – neben dieser da von '89 im Osten – eigentlich nur zweimal fast eine Revolution gegeben hätte: als die Postleitzahlen von vier auf fünf Stellen geändert wurden und als die Rechtschreibung reformiert und das scharfe S geächtet wurde. Vielleicht wird er uns fragen, warum wir uns stattdessen nicht um die Sanierung des Rentensystems oder des Gesundheitssystems gekümmert haben, um Nordkoreas Atompolitik oder um den Schutz der Erdatmosphäre. Er wird uns nicht glauben, dass Michael Jackson tatsächlich einmal sang und nicht nur daran arbeitete, eine Nase wie Giorgio Armani zu haben und

eine Haut wie Mozzarella mit Bartstoppeln. Und wird er es für möglich halten, dass Dieter Bohlen nicht immer schon das *Literarische Quartett* moderierte, sondern mit einer langhaarigen, braunhäutigen Schönheit auftrat, die weder Naddel noch Verona noch Estefania hieß, sondern Thomas Anders?

Und ob wir ihm begreiflich machen können, dass wir tatsächlich mal in Hotels ohne Wellnessbereich schliefen und Autos fuhren, in denen wir nicht der beruhigenden Stimme des Navigationssystems lauschen konnten, sondern immer nur die beunruhigende Stimme der Beifahrerin im Ohr hatten, die uns an jeder Kreuzung darauf hinwies, dass sie leider mit Karten nicht umgehen könne? Constantin wird auch nicht verstehen, warum wir alle einmal wussten, wer Zlatko ist, und warum es auf unseren Partys in den frühen Neunzigern tatsächlich zum Nachtisch nicht Tiramisu, sondern Mousse au chocolat in Braun und Blond verteilt auf zwei gleich große Schüsseln gab, von denen die mit der weißen Mousse immer nur halb leer wurde.

Wahrscheinlich wird uns Constantin dann anschreien, die Tür zuschmeißen und rufen, wie krank er es finde, dass wir uns an all diesen oberflächlichen Scheiß tatsächlich noch erinnern könnten.

»Ja«, sagte ich also, »wir fahren Weihnachten nach Hause.« Carolin sagte, sie würden dieses Jahr zum Glück auch wieder zu ihrer Mutter fahren. Vergangenes Jahr bei Justins Eltern nämlich sei es etwas merkwürdig gewesen. Ihre Schwiegermutter habe ihr ein hauchdünnes Negligé geschenkt, und als sie es ausgepackt hatte, habe die Schwiegermutter immer so gönnerhaft zu ihrem Sohn hinübergeschaut, als wolle sie sagen: Guck mal, was ich dir Gutes tue. Und dann, so berichtete Carolin, habe ihr Justins Mutter auch noch erzählt, dass es kaum benutzt sei, sie habe es nur einmal angehabt, damals in den Flitterwochen. »So was würde meine Mutter nie machen!«, sagte Carolin. Doch dann fiel ihr ein, dass die ihr, als sie gerade dreizehn war, vor der Klassenfahrt geraten habe, sich endlich die Pille verschreiben zu lassen, obwohl Carolin zu diesem Zeitpunkt ausschließlich Pferde küsste.

Offenbar sind also diese Fotoserien mit Müttern und Töchtern aus *Brigitte* und *Bunte* doch nicht erfunden. Darin erklärt jedesmal die Tochter, eigentlich sei ihre Mutter für sie wie eine beste Freundin. Das Foto daneben zeigt die beiden, wie sie sich umarmen und strahlend in die Kamera blicken – und beide haben den gleichen Rolli an. Marie Pohl, Jahrgang 1979, Autorin von *Maries Reise*, hat bereits resigniert angesichts des Kuschelverhaltens unserer

Generation: »Wenn ich rebellieren würde, würde ich das bestimmt auch noch vorher mit meinen Eltern absprechen.«

Die Hauptanstrengung unserer Generation besteht eigentlich bis heute darin, etwas auch dann zu tun, wenn es die Eltern gut finden. Zum Beispiel wenn wir in der Spargelzeit wissen wollen, wie man eine Sauce Hollandaise selbst macht. Dann wählen wir die vierstellige Nummer in der fernen Provinz, die wir besser auswendig können als die Geheimzahl unserer EC-Karte, und überraschen sie mit Anrufen zu ungewöhnlichen Zeiten. Schnell haben wir gemerkt, dass unsere Mütter uns diese praktischen Fragen nicht nur beantworten, sondern dass wir sie mit nichts glücklicher machen können als mit solchen Hilferufen. Und deshalb haben wir auch angefangen, uns ganz unverschämt zu Weihnachten von unseren Eltern Unterhemden zu wünschen, da inzwischen sogar die Frauen eingesehen haben, dass es kein Naturgesetz ist, unten am Rücken zu frieren, wir gar nicht wissen, wo man Schiesser-Unterhemden bekommt – und wir außerdem beim Unterhemdenkauf nicht unbedingt beobachtet werden wollen.

Leider erinnert das alles fatal an unsere Jugend. Damals wollten uns unsere Mütter auch schon Unterhemden schenken und Spargelsaucenrezepte

erklären, aber wir wehrten uns noch. Inzwischen haben wir erkannt, dass es kein Entkommen gibt. Im Fernsehen läuft *Die 80er Show*, und im Radio machen Nena, Marius Müller-Westernhagen, Dieter Bohlen und Herbert Grönemeyer nicht nur exakt dieselbe Musik wie vor zwanzig Jahren, sie stehen damit auch exakt auf denselben vorderen Plätzen der Hitparaden und, das ist daran das Unheimlichste, sie sehen auch noch exakt so aus wie 1987. Wenn man heute das Autoradio anmacht und Grönemeyer wieder die Silben verschluckt und Nena ihre wehmütige Kleinmädchenstimme aufsetzt, dann wundert man sich fast, dass danach in den Nachrichten der Bundeskanzler nicht mehr Helmut Kohl heißt.

Wir sind wahrscheinlich die erste Generation, die ihr Leben nicht mehr als authentisch empfindet, sondern als ein einziges Zitat. »Neu an den Revivals unserer Zeit ist nur«, sagte Justin, »dass sie – wie beim Schlaghosen tragen – etwas zusammenpappen, was bisher nicht zusammenzupappen war: Nostalgie und Avantgarde.« Er schnitt noch ein paar Scheiben von dem Vollkornbrot ab, dabei hüpfen die Vollkörner fröhlich durch die Küche. Vielleicht erleben wir ja auch noch den Tag, an dem die Bäcker die Körner wieder ins Brot reintun und nicht mehr außen drauf. »Sagt mal«, fragte da Justin, »was macht eigentlich Anna?«

Ja, also Annabelles Freundin Anna mit den wilden Locken, die immer gegen alles rebelliert hatte, was von zu Hause kam, und die immer nur gegähnt hatte, wenn ihre Mutter anrief, verstörte uns alle, als sie uns zu ihrem dreißigsten Geburtstag einlud – und schrieb, dass sie bei ihren Eltern auf dem Land feiern würde. Bei unseren anderen Freunden sieht es nicht anders aus, auch dort herrscht der große Generationenfrieden. Letzte Woche traf ich zum Beispiel Katharina. Sie war immer diejenige gewesen, die am längsten ausging, am meisten feierte und immer stöhnte, wenn die Rede auf ihre Heimat, Düsseldorf, kam und auf die Firma ihres Vaters. Sie wurde Anwältin, lebte ein cooles Bilderbuchleben in Berlin und hatte mich nur einmal überrascht, als sie mir stundenlang erzählte, wie sie und ihre Geschwister den gemeinsamen Liedvortrag für den sechzigsten Geburtstag ihres Vaters vorbereiteten. Doch als ich sie diesmal traf, überraschte mich Katharina noch viel mehr. Sie hängte ihren Wintermantel mit Pelzbesatz über den Stuhl, bestellte sich einen Wodka Sour und berichtete dann strahlend, dass sie ihren Job in Berlin gekündigt habe. Ich erwartete nun, dass sie entweder mit ihrem Freund auf Trekkingtour durch Nepal gehen würde, Anwältin in einer Fernsehgerichtsshow werden oder mit ihren Freunden eine Beratungsagentur in Silicon Valley gründen